Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 18

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor: Poeck, Wilhelm

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638001

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 18
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
4. Mai
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Wunsch.

Von Heinrich Anacker.

Ich möchte ohne Zweck und Ziel,
Mit Baum und Schmetterling allein,
Dahingeschenkt an Traum und Spiel,
Noch einmal Kind im Grünen sein.

Ich möchte fühlen, daß die Hand,
Die heiße Not in Erz geschirrt,
Dem starren Panzer sich entwand
Und wieder leicht und zärtlich wird.

Ich möchte glauben, daß mein Herz
Sich einmal löst vom lauten Tun,
Um — lächelnd über Schmach und Schmerz
In Gottes Sternensaal zu ruh'n ...

„Robinsonland"

Ein Roman von Wilhelm Poeck. 6

9.

„Herr Staatsanwalt! Ihr dringendes Telegramm hat mich aus einer Geschäftsreise abgerufen. Hier bin ich. Es handelt sich um meinen Peter? Was ist es? — Sie entschuldigen, daß ich im Reiseanzug komme."

„Bitte Platz zu nehmen, Herr Güldenapfel. Nicht ich, meine Frau hat telegraphiert. Im Grunde zwecklos, denn an der Sache ist nichts mehr zu ändern. Nur um sie zu beruhigen, habe ich zugestimmt."

„Das klingt ja ganz unheimlich. Aber es gibt keine Sache, die nicht auch ein erträgliches Gesicht zeigt, wenn man nur danach sucht. Was hat er denn verbrochen? Doch hoffentlich nicht die Gesellschaft an allen vier Ecken in Brand gesteckt?"

Der Staatsanwalt berichtete und schloß damit, daß seine Pflicht ihm unter allen Umständen gebiete, die Angelegenheit strafrechtlich zu verfolgen.

Güldenapfel hatte ihn mit keinem Wort unterbrochen. Er hatte sogar bei den juristischen Darlegungen des Diebstahlbegriffs und bei der immer erneuten Betonung, gleiches Recht müsse für alle gelten, zustimmend genickt. Als der Staatsanwalt geendet hatte, sagte er:

„Ich bin in der theoretischen Beurteilung des Falles völlig mit Ihnen einverstanden, Herr Staatsanwalt. Ich denke in all diesen Dingen persönlich ebenso streng wie Sie. Ich habe zum Beispiel unlängst mein Dienstmädchen wegen fortgesetzter Hausdiebstähle bestrafen lassen. Nicht aus Hartherzigkeit, wie man mir nachsagt. Sondern weil es einfach nicht mehr ging. Die Gesellschaft hätte mir schließlich alles weggeschleppt. Nachher hat es mir aber leid getan. Warum? Weil ich von Rechts wegen hätte bestraft werden müssen. In meinem Hause hat die Aufsicht gefehlt. Ich habe es dadurch wieder gut zu machen gesucht, daß ich für das Mädchen eine namhafte Sparkasseneinlage gemacht habe, zahlbar bei der Heirat oder sonst beim Beginn des 25. Lebensjahres. Straffreie Führung natürlich vorausgesetzt."

Der Staatsanwalt nickte.

„Unter meinen Ihnen bekannten häuslichen Verhältnissen ist natürlich auch mein Peter etwas lasch geworden", fuhr Güldenapfel fort. „Die Strafe, die ihn jetzt treffen soll, gebührte gleichfalls mir. Dabei scheint es ja nach Ihrer Darstellung, daß er nicht mal der Anführer bei diesem Dummenjungenstreiche gewesen ist. Na, sowas liegt auch nicht in seinem Naturell. Rätselhaft ist mir nur, wie sich bei Ihren so gut überwachten und vom väterlichen Vorbild geleiteten Söhnen solche verbrecherische Neigungen entwickeln konnten. Wie erklären Sie das?"

„Wir, meine Frau und ich, müssen uns leider ebenso schuldig bekennen wie Sie, Herr Güldenapfel", erwiderte der Staatsanwalt betrübt. „Wir haben sie nicht überwacht und geleitet, wie es erforderlich gewesen wäre."

„Das zu hören bin ich allerdings aufs äußerste erstaunt", sagte Güldenapfel, die Augenbrauen emporziehend. „Hätte ich das gewußt, so — verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt, wenn ich es sage — würde ich Peter nicht gestattet haben, in Ihrem Hause zu verkehren. Aber ich glaubte, bei einem so hohen richterlichen Beamten —"

„Sie haben recht", sagte der Staatsanwalt zerknirscht. „Ich muß mich auch für Ihren Peter und Karljochen Rosendaal mitschuldig erklären."

„Ja, der arme Rosendaal. Was wird er dazu sagen, wenn er's erfährt? Sein einziger Junge!"

„Er hat's erfahren", warf Frau Nautilius ein. „Und", sie schluchzte, „der Schlag hat ihn gerührt."

Dem Staatsanwalt sank der Kopf auf die Brust.

Gut sekundiert! lobte Güldenapfel im stillen.

„Das ist schrecklich", rief er. „Tot? Das wäre wohl am besten, wie er an seinem Karljochen hängt."

„Nein, er wird gottlob mit dem Leben davon kommen", murmelte Nautilius gepreßt.

„Ich kann Ihnen selbstverständlich keine Vorschriften über die strafrechtliche Auslegung des Falles selbst machen", fuhr Güldenapfel nach einer beklemmenden, nur durch das schwere Atmen des Staatsanwalts und das leise Schluchzen seiner Frau unterbrochenen Pause fort. „Die Schuld liegt in der veralteten Gesetzgebung. Meinen Jungen, Karljochen Rosendaal nebst Vater und Ihre beiden Söhne trifft das Gesetz erst einmal tödlich. Sind die Heinemannschen Würste und der Schinken das wert?"

„Ich habe die Sache in schlafloser Nacht hundertmal hin und her gewälzt", rief der Staatsanwalt. „Aber ich kann zu keinem andern Standpunkt kommen."

„Warum kann es denn der Polizeikommissar? Das ist doch auch ein gebildeter, im praktischen Dienst des Gesetzes stehender Mann."

„Gerade weil es meine Söhne sind, muß ich das Gesetz diesmal mit aller Strenge durchführen. Ich habe vier Arbeiterkinder, die vielleicht viel entschuldbarer sind als meine Jungen, hinter Schloß und Riegel gebracht und kann nun Kinder der gebildeten Klassen nicht günstiger behandeln."

„Ich wußte von dem Fall und habe den Ausgang in der Zeitung gelesen. Auch Ihre Rede. Auch meine Freunde. Wir haben zusammen eine erhebliche Summe gezeichnet, die das Unrecht des Gesetzes — um Himmelswillen nicht das Ihre, Herr Staatsanwalt, Sie können ja als Beamter nicht anders — wieder gut machen soll. Die Verurteilung wird also wohl für diese Jungen nachträglich zu einem völlig unerwarteten Glück ausschlagen. Die unseren wird sie ruinieren."

Güldenapfel unterstrich die letzten Worte scharf.

„Ich bin doch nun einmal Staatsanwalt und Beamter!" rief Nautilius verzweifelt.

„Aber ein nervös überreizter. Ein kranker. Sie sollten sofort ausspannen, an die See gehen, ins Gebirge und sich gründlich durchlüften lassen. Dann wird Ihnen auch dieser Dummejungenstreich vorkommen als das, was er ist."

„Ach Herbert, das rate ich dir ja auch fortwährend", sagte Frau Nautilius.

„Gut", sagte Nautilius, sich erhebend. „Ich will darüber nachdenken. Aber versprechen kann ich nichts. Komme ich abermals zum gleichen Ergebnis, so muß das Gesetz seinen ungehinderten Lauf nehmen."

„So baue ich auf Ihr Wort und die frische, freie Luft" sagte Güldenapfel sich verabschiedend.

10.

Noch am gleichen Abend erlitt der Staatsanwalt einen solchen Nervenzusammenbruch, daß der Arzt geholt werden mußte. Er verordnete sofortigen längeren Urlaub und Nordseebäder.

Der Staatsanwalt hatte sein sofortiges dringendes Urlaubsgesuch abgeschickt und alles weitere seiner Frau überlassen. Frau Nautilius betrieb alles mit größter Eile, und nach drei Tagen landete die staatsanwaltschaftliche Familie auf Wittdün.

Man hatte sich schnell in der mit allen ihren schiffskojenartigen Räumen bereits telegraphisch durchs Kurhaus gemieteten „Villa" eingerichtet. Der Staatsanwalt hatte sich auf Zureden seiner Frau sogleich in seinem Zimmer niedergelegt, um die Anstrengungen der Fahrt durch Schlaf auszugleichen. Dietz und Lambert, die sich immer noch in tiefster Ungnade fühlten, wenn auch das drohende Gewitter anscheinend seine gefährlichsten Blitze bereits verschossen hatte, waren sogleich unsichtbar geworden. Frau Nautilius besorgte die nötigen Absprachen bei den Wirtsleuten, die Anmeldung bei der Badeverwaltung und zu den Mahlzeiten im Hotel.

Und nun, nach einer Woche tödlichster Qual und drängender Geschäftigkeit, atmete ihre beklommene Seele zum erstenmal auf. Sie stieg auf die Dünenhöhe vorm Kurhaus. Ein frischer Südwest strich über das Meer. Zu ihren Füßen, an dem noch wenig belebten Badestrand, schoben sich die Wellen wie klare Scheiben aus halbflüssigem Spiegelglas übereinander. Am Knipsand stand die Brandung wie eine weiße Mauer und sang ihre Urmelodien. Als blaue Riesenkuppel ruhte das Himmelsrund über den Wassern und blickte mit seinem sieghaften Sonnenauge über Insel, See und Sand. Frau Nautilius preßte die Hände aufs Herz: sie nahm diese kraftvolle, sonnige, erlösende Stimmung dieses ersten Tages an der See als Symbol neuen Lebens für sie alle.

Nun hob sie wieder das Auge und ließ es sich an den unvergleichlich entzückenden, phantastischen Bildern der Kimmung satt trinken. Dort schwammen, in Aether und Blau aufgelöst, Häuser, ein Turm, Bäume hoch im Himmel.

Es waren die Halligen und hinter ihnen der in sein Einzelwerk aufgelöste Pelwormer Seedeich, mit denen die Sonne und feuchte Luft ihr altes, die Phantasie immer aufs neue fesselndes Fatamorganenspiel trieben.

Nun löste sich zwischen Hooge und dem Leuchtturm von Langeneß ein weißes Segel von der Kimmung. Es war ein kräftig gebauter Kutter. Frau Nautilius hätte mit darin sitzen mögen, so schäumig und sieghaft schnitt das kleine Fahrzeug durch die weißkabbeligen Wellen. Sie sah durchs Glas. Ein großer Mann in Schiffer- und ein junges Mädchen in Friesentracht saßen darin. Zweifellos Halligleute.

Inzwischen war, ohne daß sie es bemerkt hatte, mit forschen Ruderschlägen ein kleines Boot aus dem Wittdüner Hafen hinausgeglitten. Es schoß wie eine Ente auf der Ebbeströmung dahin. Die beiden Ruderer jauchzten und schwangen die Mützen, als sie an der Dünenspitze vorbeiglitten. Der Ruf erreichte ihr Ohr. Sie sah hin. Himmel, das waren ja Dietz und Lambert! Wie waren sie zu dem Boot gelangt? Selbstverständlich, sie hatten es sich genommen. O, diese heillosen Jungen! Wer konnte ihrer Verwilderung noch steuern? Wohin ging die wilde Fahrt? Nun waren sie bei der Boje des Hauptfahrwassers angelangt. Hier lief der Ebbestrom ganz gewaltig. Jetzt bog das Boot in ihn ein. Sofort faßte es der Strom und riß es mit sich, in der Richtung nach der See hinaus. Frau Nautilius schrie auf. Ihre Söhne wurden ins Meer getrieben.

Sie stürzte nach der Landungsbrücke hinunter, um so schnell wie möglich zur Rettung einen Schiffer aufzutreiben.

Aber sie sah, daß ihre Angst unnötig gewesen war. Die Jungen hatten ein Taschentuch an das Ruder gebunden und gaben Notsignale. Sie wurden jetzt vom Kutter erwidert. Gleichzeitig änderte er den Kurs und hielt auf das Boot zu. Nach kurzer Zeit hatte er es erreicht. Frau Nautilius sah, wie der Schiffer es mit der Fangleine fest machte und die Jungen in den Kutter überkletterten. Sie atmete auf. Dietz und Lambert waren gerettet.

Der Kutter holte bald wieder auf und hielt gerade auf die Landungsbrücke zu. Frau Nautilius erwartete ihn dort, um dem Schiffer zu danken, hauptsächlich aber ihren beiden nichtsnutzigen Burschen mit kräftigem Gusse die Köpfe zu waschen. Aber die waren zu schlau. Kaum sahen sie ihre Mutter auf der Brücke, als sie wieder ins Boot hinübersprangen. Zu Frau Nautilius Erstaunen folgte ihnen das Mädchen. Sie warfen los und pullten sich nun, weit vom Schuß, an der anderen Seite des Fahrpriels wieder in den Hafen hinein. „Wir machen das Boot fest und kommen gleich nach Hause!" rief Dietz herüber. Frau Nautilius drohte mit der Hand und folgte ihnen mit dem Glase, indem sie besonders das Mädchen musterte. Es mochte fünfzehn Jahre zählen, hatte ein zartes, weißes, durchaus nicht bäuerisches Gesicht, fast weißblondes Haar und jenes klare, eigentümlich helle Seeblau der Augen, durch das sich die Friesen von ihren Stammesnachbarn unterscheiden. Ja, die trug die friesische Pei mit der blauseidenen Kante und das schöne, silberne Filigrangeschnür auf der Brust sicher mit Recht. Es war eines jener Gesichter, die allen Menschen auf den ersten Blick sympathisch sind.

Inzwischen hatte der Kutter an der Brücke festgemacht. Der Eigentümer, ein außergewöhnlich großer, massiger Mann mit kurz gehaltenem Vollbart und ebensolchen Augen und Haaren wie das Mädchen, stieg aus und ging in seinem blauen Schifferanzug auf Frau Nautilius zu.

Beide stutzten, als sie sich ansahen, wie Bekannte zu tun pflegen, die sich nach einer langen Trennung unvermutet wieder begegnen. Aber ein unbeteiligter Zuschauer hätte sehen können, daß die Bewegung bei beiden eine sehr tiefe war. Diese beiden Menschen hatten sich unzweifelhaft einmal sehr nahe gestanden — oder taten es noch.

Der Mann ward seiner Ueberraschung zuerst Herr, reichte Frau Nautilius, mit der Linken tief den Kopf entblößend, die Rechte mit einem Ruck hin und rief, seine gewaltige Stimme mit Mühe zu einer mittleren Klangfülle dämpfend:

„Erdmute! Sie! Und Ihre beiden Söhne waren's, die ich im Boot aufgefischt habe?"

Frau Nautilius, im Innersten erschüttert, erwiderte mit einem die Skala aller Gefühle in sich vereinigenden, halblauten Ausruf:

„Volkert! — Ja, meine Söhne! — Ist das dort Ihre Tochter? Sind Sie verheiratet? Glücklich geworden?"

„Ich bin's gewesen. — Sie aber sind es hoffentlich noch?"

„Mein Mann ist hier. Volkert, ich glaube, Sie schickt mir der Himmel. Ich habe Ihnen viel zu erzählen."

„Ja, das müssen Sie. Wie ich Ihnen."

„Aber erst, Volkert, nehmen Sie den Dank einer Mutter! Wie leicht hätten die Jungen — ach, sie machen mir Herzeleid und Sorgen. Allerschwerste Sorgen. Und dann: ich habe den Staatsanwalt Nautilius geheiratet, und so werden Sie mich künftig anreden müssen, wie auch ich Sie — als Herrn Edlessen."

„Ja, natürlich, Erdmute, ganz selbstverständlich. Wir gehören jetzt beide einem anderen Leben. Aber wir haben über eine Mandel Jahre nichts voneinander gehört. Wir wollen uns jetzt mit anderen Fackeln beleuchten als damals und sehen, was das Leben aus uns beiden gemacht hat. Kommen Sie!"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Orgelbau und Orgelklang.

Von Traugott Jost, Organist, Bern.

Während die Orgel bis ins 19. Jahrhundert das Produkt eines Kunsthandwerks war, ist sie heute ein Fabrikat, bis zu einem gewissen Grad sogar ein Serienartikel geworden. Die meisten Teile werden heute maschinell hergestellt, und höchstens in der Pfeifenbehandlung kommt noch das Kunsthandwerk einigermaßen zu seiner Geltung. Die Folge hievon ist nicht ausgeblieben: die Orgeln sind billiger, aber schlechter geworden. Dies zeigt sich vor allem im Vergleich der heutigen Orgel mit der alten Orgel der Barock- und Renaissancezeit. Die moderne Intonationskunst hat all ihr Können und ihren Ehrgeiz in die Herstellung sogenannter Charakterstimmen gelegt, damit sich der Klang der Orgel mit dem des modernen Orchesters messen könne. Auch die fortgeschrittene Technik hat das ihrige dazu beigetragen.

Der Klang der guten alten Meisterorgel war objektiv: Bach nannte sein Instrument nicht „Königin der Instrumente", sondern „unseres Herrgotts Stimme". Heute ist die Orgel die Rivalin des Orchesters geworden und ihr Klang und Ausdruck huldigt dem Subjektivismus. Durch die vor einigen Jahren eingesetzte Orgelreform, für die Albert Schweitzer als der erste schon vor 20 Jahren warb, ist dem Orgelvandalismus, der alle alten Werke zusammenschlug und einschmolz, Einhalt geboten. Wir besitzen glücklicherweise noch einige wenige Zeugen der alten Orgelherrlichkeit.

Als der Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1921 in Hamburg weilte und sich nach sehenswerten Orgeln erkundigte, nannte man ihm übereinstimmend die große Orgel in der Michaeliskirche. Ich hatte das Glück, unter Führung des dort ständig auf Pikett stehenden Orgelbauers das Werk gründlich zu besichtigen und zu spielen. Das moderne Instrument, das Geschenk einer Stiftung, war nach seiner Fertigstellung vor ca. 30 Jahren damals die größte Kirchenorgel der Welt. Sie besitzt auf 5 Klavieren (Manualen) und dem Pedal 163 klingende Stimmen mit insgesamt 12173 tönenden Pfeifen. Ein respektables Fernwerk ist auf dem Dachboden in einen 100 Meter langen Eisenbetontunnel eingebaut. Auf einer Seitenempore steht eine „kleine Orgel" von 40 Stimmen, die zu Chorbegleitungen und in Nebengottesdiensten gebraucht wird. Heute ist auch die große Orgel der Michaeliskirche überflügelt durch die Instrumente in der Jahrhunderthalle zu Breslau und im Dom zu Passau. Daß Amerika, „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" die größte Orgel der Welt besitzt, ist selbstverständlich: sie steht in dem riesigen Warenhaus Wannemacker & Cie. in Chicago!

Alle diese Monstre-Orgeln — die Frucht einer unsinnigen Rekordwut — sind heute in den Schatten gestellt durch die 1922 entdeckte, nicht mehr gebrauchte Orgel in der Jakobikirche zu Hamburg. Das Instrument ist klanglich ein Meisterwerk, erbaut in den Jahren 1688—1692 durch einen der berühmtesten Orgelbauer aller Zeiten: Arp Schnitger.